



TIM TICHATZKI

Roter Herbst in Chortitza

Nach einer
wahren
Geschichte

BRUNNEN

Tim Tichatzki

Roter Herbst in Chortitza

Nach einer wahren Geschichte

*Für meine Kinder
Michel, Lisa und Samir*



© 2018 Brunnen Verlag Gießen

Lektorat: Eva-Maria Busch

Umschlagfoto: © Mark Owen/Trevillion Images

Umschlaggestaltung: Jonathan Maul

Innenfoto: privat

Satz: DTP Brunnen

Druck: GGP Media GmbH, Pößneck

ISBN Buch 978-3-7655-0988-9

ISBN E-Book 978-3-7655-7508-2



www.brunnen-verlag.de

Inhalt

Teil 1: Bürgerkrieg (1919–1921)	5
Teil 2: Fünfjahresplan (1929–1933)	105
Teil 3: Terrorjahre (1937–1939)	219
Teil 4: Der große Vaterländische Krieg (1940–1945)	291
Teil 5: Sibirien (1945–1947)	381

Die Machnowzi

Osterwick 1920

Keine zwei Monate später machte Nestor Machno sein Versprechen wahr und überquerte mit einer Armee von fast 100.000 Mann den Dnjepr bei Chortitza. Nicht ganz freiwillig, da die Bolschewiken sich seiner Dienste entledigten, sobald sie seiner anarchistischen Weltsicht und den damit verbundenen Exzessen überdrüssig wurden. Ihr gemeinsamer Feind – die *Weisse Armee* – stand kurz vor der Kapitulation, sodass die Generäle der *Roten Armee* es sich erlauben konnten, ihren einstigen Verbündeten loszuwerden.

Machno hatte seine Schuldigkeit getan und er war schlau genug zu wissen, dass er in einer offenen Konfrontation mit der *Roten Armee* nicht würde bestehen können. Ihm blieb nichts anderes übrig, als den Rückzug anzutreten, was der überwiegend deutschstämmigen Bevölkerung in der Region Chortitza nun teuer zu stehen kam. Die *Machnowzi* drangen in ihre Häuser ein, nahmen sich, wonach ihnen der Sinn stand. Sie fraßen sich regelrecht durch die Speisekammern und als diese geleert waren, gingen sie in die Ställe und erschossen die Tiere. Wenn der Alkohol hinzukam, dann machten sie sich einen Spaß daraus, den gesamten Viehbestand eines Bauern zusammenzuschießen, ohne Rücksicht, dass so viele Tiere auf einmal nicht zu verwerten waren.

Bald schon hing über den Dörfern rund um Chortitza ein süßlicher Verwesungsgeruch in der Luft und Krankheiten begannen sich auszubreiten. Doch die *Machnowzi* scherten sich nicht darum. Sie legten sich in die Betten der Mennoniten und schliefen ihren Rausch aus. Immer öfter verlangten sie dabei nach Mädchen und jungen Frauen und manch ein Fa-

milienvater, der sich schützend vor seine Töchter stellte, bezahlte seinen Mut mit dem Leben. Die deutschen Siedler erkannten mit wachsender Verzweiflung, dass die rücksichtslose Ausbeutung der *Machnowzi* sie über Kurz oder Lang in den Untergang treiben würde.



Willi schaute aus dem Fenster und bemerkte die vielen Staubkörner, die im Licht der hereinfallenden Herbstsonne tanzten. Ungewöhnlich, dachte er. Normalerweise achtete seine Mutter peinlichst genau darauf, das Haus sauber zu halten. Ein sauberes Haus ist Ausdruck einer sauberen Seele. So predigte sie es immer wieder. Was sollten die Leute denken, wenn sie uns in einem verdreckten Haus besuchen kommen, pflegte sie dann zu sagen. Das Haus der Bergens war daher stets sauber bis unter die Dachgiebel – wie alle Häuser in Osterwick. Niemand wollte sich nachsagen lassen, schlampig oder gar faul zu sein.

Willi sah aus dem Augenwinkel, dass sein Vater den Staub ebenfalls bemerkt hatte. Aber jetzt war nicht die Zeit, Mutter zu tadeln. Die Bergens standen dicht beieinander in ihrer kleinen Stube und sahen dem *Machnowzi* zu, wie er das Essen in sich hineinschlang. Der Mann stank nach Alkohol und Pferdemist. Seine groteske Kleidung sah aus, als hätte er sie noch nie gewechselt, geschweige denn gewaschen. Er saß allein am Tisch und Willi ekelte sich angesichts seiner Essmanieren. Jedes Mal, wenn er den Löffel voller Suppe an seinen Mund führte, verloren sich dabei ein paar Tropfen auf dem ohnehin schon verdreckten Hemd. Dazu gesellten sich aufgeweichte Brotkrümel, die ihm aus dem offen kauenden Mund fielen. Die Bergens sahen zu, wie der Fleck aus Suppe und Brot sich vergrößerte. Doch der Mann schien es entweder nicht zu bemerken, oder es war ihm schlicht egal.

Willi ertappte sich dabei, wie er die Luft anhielt, nur um

nach wenigen Sekunden geräuschvoll wieder auszuatmen. Er konnte seine Anspannung nicht verbergen. Was fiel diesem Mann ein, am heiligen Sonntag in ihr Haus einzudringen, sich einfach zu nehmen, was ihm nicht gehörte? Er musste sich Zutritt verschafft haben, während die Bergens den Gottesdienst besuchten. Wie immer verließen sie ihr Haus unverschlossen, da es in Osterwick keinen Grund für derartige Vorsichtsmaßnahmen gab. Umso erschrockener waren sie, bei ihrer Rückkehr den Fremden anzutreffen.

„Essen“, sagte er kurz angebunden ohne Erklärung für sein unerlaubtes Eindringen. Und als wäre diese Aufforderung nicht deutlich genug, legte er zur Warnung seinen Revolver griffbereit vor sich auf den Tisch.

Willi wusste aus den Erzählungen seiner Freunde, die ebenfalls schon Besuch von den *Machnowzi* erhalten hatten, dass sich angesichts dieser Bedrohung jegliche zuvor erdachte Heldentat in Luft auflöste. Er wollte es nicht wahrhaben, sich niemals einfach nur ergeben, musste nun aber feststellen, dass sie recht behielten. Er konnte nur tatenlos dabei zusehen, wie der Fremde seine Mutter herumkommandierte, wie sie zwischen Küche und Stube hin und her eilte, eifrig bemüht, dem Mann etwas zum Essen zu bringen. Sie hatten alle Angst. Angst, dem *Machnowzi* offen entgegenzutreten, ihn aus dem Haus zu werfen, wie man es üblicherweise mit solchen Flegeln tut.

Willi zuckte erschrocken zusammen, als der Mann seinen leeren Teller klirrend in die Mitte des Tisches schob, um Platz für seine dreckigen Stiefel zu machen. Der *Machnowzi* lehnte sich in seinem Stuhl zurück, steckte sich eine Zigarette an, nahm einen tiefen Zug und ließ dann seinen Blick durch den Raum gleiten. Erst jetzt schien er seine Umgebung mit nervösen Blicken wahrzunehmen. Der Mann wirkt unsicher, dachte Willi. So gar nicht wie ein kampferprobter Soldat. Ohne seine Waffen und ohne seine komische Uniform hätte man ihn für einen einfachen Bauern gehalten.

Als Maria zurück in den Raum kam, musterte er sie von oben bis unten, ganz so, als würde er sie erst jetzt bemerken. Maria war eine schöne Frau, das wusste Willi. Und es war ihm jedes Mal unangenehm, wenn seine Freunde in seiner Gegenwart über sie sprachen. Doch im Blick dieses *Machnowzi* lag weit mehr als nur jugendliche Bewunderung, als er sie nun zu sich winkte.

„Darf ich Ihnen einen Schlafplatz in unserer Scheune zeigen, oder werden Sie heute noch weiterreisen?“

Willi bemerkte die Verzweiflung in der Stimme seines Vaters, der versuchte, den Mann abzulenken und in ein Gespräch zu verwickeln. Doch der ließ sich darauf nicht ein. Ohne den Blick von Maria abzuwenden, hieß er sie mit einem weiteren Fingerzeig, näherzukommen. Doch sie rührte sich nicht vom Fleck. Erst als der Mann seine Hand nach dem Revolver ausstreckte, ging sie langsam auf ihn zu.

Sie spürte, wie sich seine raue Hand um ihre Wade legte, langsam unter ihrem Rock nach oben wanderte. Sie hatte gehört, was die *Machnowzi* den Frauen antun, und begann vor Angst zu zittern. Sie wollte sich wehren, konnte sich dem Mann aber nicht widersetzen, ohne das Leben ihrer Familie zu gefährden. Maria suchte den Blickkontakt ihres Mannes, doch Heinrich schaute nur hilflos zu Boden. Tränen schossen ihr in die Augen. Ihre Schenkel verkrampften sich. Der Mann schien das zu merken und wandte sich grinsend – ohne die Hand hervorzuziehen – an Heinrich: „Ich möchte, dass *sie* mir die Scheune zeigt.“



In der kleinen Stube der Bergens war es ganz still. Willi blickte immer noch starr hinüber zur Küchentür, durch die seine Mutter und der *Machnowzi* vor wenigen Minuten nach draußen gegangen waren. Er verstand nicht, warum der Mann sich die Scheune unbedingt von ihr zeigen lassen wollte. Aber er ahnte, dass sie in großer Gefahr schwebte.

„Was sollen wir jetzt tun?“, fragte er leise seinen Vater.

„Ich weiß es nicht ... Was sollen wir tun? Er hat doch eine Waffe.“

Willi spürte, dass sein Vater nicht in der Lage war, einen klaren Gedanken zu fassen. Sollte er hinüber zur Scheune laufen und versuchen, seiner Frau zu helfen? Oder doch besser hier bei seinen Kindern bleiben? Nie zuvor hatte er seinen Vater so hilflos gesehen wie in diesem Moment.

„Ich kann Hilfe holen“, schlug Willi vor. Doch noch bevor sein Vater etwas antworten konnte, ging die Küchentür wieder auf und Maria kam herein. Ihre Knie versagten den Halt und sie sank auf der Stelle in sich zusammen. Willis kleine Schwestern begriffen die Situation als Erste.

„Mama“, riefen sie aus vollem Hals und stürmten auf ihre Mutter zu. Dann kamen auch Willi und sein Vater herbei, bemerkten erst jetzt das Blut auf ihrer Bluse. „Was ist passiert?“, hörte Willi seinen Vater fragen.

Nur langsam kam ihr eine Antwort über die Lippen. „Er ist tot“, flüsterte sie. „Ich habe ihn umgebracht.“

Der Brüderrat

Osterwick 1920

Heinrich rutschte auf seinem Platz hin und her. Er fühlte sich unwohl, so weit vorne in der ersten Reihe zu sitzen, und spürte das unangenehme Gefühl Dutzender fragender Blicke in seinem Rücken. Kein Wunder, dachte er, schließlich hatte man diesen *Brüderrat* extra seinetwegen einberufen.

Er beobachtete, wie Abram Dyck sich etwas abseits mit

den Ältesten besprach. Sie unterhielten sich im Flüsterton, die Köpfe dicht zusammengesteckt. Doch selbst ihr Flüstern klang in der ansonsten völlig stillen Kirche unnatürlich laut. Aus dem Augenwinkel bemerkte Heinrich, dass hinter ihm nur die rechte Hälfte des Kirchenraums belegt war. Die Männer saßen wie üblich auf ihren Stammplätzen, als müssten sie sich auch heute von den Frauen absondern, die im Gottesdienst immer nur die linke Hälfte besetzten. Gut, dass sie nicht in einem Boot saßen, kam es Heinrich in den Sinn, sie wären aufgrund der Schlagseite sicher gekentert.

Der *Brüdererrat* galt als die höchste Autorität in Osterwick. Es gab weder Polizei noch anderweitige Justiz. Nur einen gewählten Dorfschulzen, der sich um die Pflege und Instandhaltung von öffentlichen Einrichtungen wie Brücken und Straßen kümmerte. In seine Zuständigkeit fiel es auch, die Steuern rechtzeitig einzusammeln und an die staatlichen Behörden abzuführen. Dennoch konnte selbst der Dorfschulze nichts gegen den Willen des *Brüderrates* unternehmen.

Heinrich erinnerte sich daran, wie vor vielen Jahren ein Familienvater mitsamt seiner Familie aus der Dorfgemeinschaft ausgeschlossen worden war. Der Mann – ein notorischer Trinker – verprügelte regelmäßig seine Frau. Und als er auch nach mehrmaliger Ermahnung nicht davon abließ, hatte man allen Einwohnern von Osterwick den Kontakt zu dieser Familie untersagt. Heinrich hatte dies schon damals für eine falsche Entscheidung gehalten, denn dadurch verschwand das Treiben des Mannes noch mehr in der Dunkelheit und man überließ die Familie ihrem Schicksal. Letztlich war der Frau und ihren Kindern nichts anderes übrig geblieben, als das Dorf zu verlassen und in einen anderen Ort umzusiedeln – hoffend, dass die Kenntnis über den Gemeindeausschluss und die Flucht vor ihrem Mann ihr nicht schon vorausgeilte war. Bei dem Gedanken an diese Familie schämte Heinrich sich immer noch. In dem Moment trat

Abram Dyck an die Kanzel und eröffnete die Brüderversammlung.

„Brüder, wir sind heute Abend hier zusammengekommen, um Auskunft über die Geschehnisse in der Scheune der Bergens zu erhalten, so wie sie sich letzten Sonntag zugetragen haben.“

Er kommt ohne lange Vorrede zur Sache, dachte Heinrich.

„Wie allen bereits bekannt, hat uns Bruder Heinrich am Nachmittag des vergangenen Sonntags darüber unterrichtet, dass einer der *Machnowzi* tot in seiner Scheune liegt. Wir haben den Mann noch am selben Tag beerdigt. Nun wollen wir erfahren, wie er zu Tode gekommen ist und wie sich dies auf unsere Beziehung zu den *Machnowzi* auswirkt. Ich bitte nun Bruder Bergen nach vorne. Er wird uns berichten, was sich genau am letzten Sonntag ereignet hat.“

Als lägen ihm Bleigewichte auf den Schultern, erhob sich Heinrich schwerfällig von seinem Platz, um hinüber zur Kanzel zu gehen. Erstaunt stellte er fest, dass der Pastor keine Anstalten machte, diese für ihn zu räumen. Er hatte gehofft, sich an dem kleinen Pult festhalten zu können, doch so wusste er nicht, wohin mit seinen Händen. Er ließ sie an den Seiten herabhängen, stand breitbeinig vor den neugierig dreinblickenden Männern und sah in seinem schlecht sitzenden Anzug aus wie ein nasser Kartoffelsack. Er erzählte von der Überraschung, diesen Mann in ihrem Haus anzutreffen. Von ihrer Angst. Davon, wie der Fremde sich zunächst satt gegessen hatte und dann mit Maria in der Scheune verschwand.

„Er wollte Maria etwas antun, so viel stand fest. Und er hatte eine Waffe dabei. Doch Maria konnte sich in der Scheune seinem Griff entwinden, noch bevor ... Es muss ein Reflex gewesen sein, so erzählte sie mir, dass sie die Mistgabel ergriff, um sie ihm mit aller Kraft in den Leib zu rammen.“

Ein Raunen ging durch die Menge, da es den Brüdern schwerfiel sich vorzustellen, wie eine Frau zu solch einem Kraftakt fähig sein konnte.

„Da hat ihr doch bestimmt Orlow geholfen“, rief einer der Männer in die aufkommende Unruhe hinein. Die Stimmung schlug prompt in Gelächter um, als ob dem jungen Mann ein besonders guter Witz gelungen war.

„Ruhe!“, rief Abram Dyck von der Kanzel in dem Versuch, die allgemeine Ordnung wiederherzustellen. „Solche haltlosen Äußerungen haben hier nichts zu suchen! Bruder Heinrich, bitte erzähl weiter.“

„Sie sagte mir“, fuhr Heinrich erklärend fort, „dass sie vor Angst zitterte und Gott innerlich um Hilfe bat.“

Heinrich wusste den gerade aufbrandenden Tumult um seine Frau nicht einzuordnen. Was sollte diese Bemerkung über Juri Orlow? Er versuchte sich zu konzentrieren.

„Als sie die Gabel sah, griff sie ohne zu überlegen danach und rammte sie dem Mann in den Bauch. Dann lief sie zurück ins Haus. Wir trauten uns zunächst nicht hinauszugehen, aus Angst, dass der *Machnowzi* doch nur verletzt war. Nach etwa einer Stunde ging ich dann allein zur Scheune und sah ihn dort in seinem Blut liegen. Ein scheußlicher Anblick. Trotzdem musste ich denken, dass es ihm recht geschah.“

Wieder ging ein Raunen durch die Versammlung und sofort bereute Heinrich seine unbedachte Äußerung.

„Bruder Heinrich“, unterbrach der Pastor die wieder aufkommende Unruhe mit lauter Stimme. „Mord ist eine schwere Sünde. Aber von allen unseren Sünden können wir reingewaschen werden, wenn wir diese nur aufrichtig bekennen und bereuen. Mir scheint aber, dass du die Taten deiner Frau nicht wirklich bereust, oder?“

Heinrich erkannte, dass von seiner nächsten Antwort die Zukunft seiner Familie abhing. Auch wenn er nie wieder einen glaubwürdigen Einwand gegen den *Selbstschutz* vorbringen konnte, war er Gott dennoch dankbar, dass Maria die Kraft und den Mut fand, diesen Mann zu töten. Wie konnte es falsch sein, sich einer drohenden Schändung zu widerset-

zen? Aber hier ging es nicht um die Frage, ob ihr Handeln vielleicht aus Notwehr geschah und dadurch gerechtfertigt werden könnte. Es ging einzig und allein darum, dass Maria gegen Gottes Gebot verstoßen hatte.

Genauso hätte auch Heinrich noch vor wenigen Tagen argumentiert. *Hielt Jesus es für nötig, das Kreuz vor Augen, sich mit Gewalt zu wehren?*, so die Frage, die man von Kindesbeinen an mit einem klaren Nein beantwortete. Doch diese Antwort fiel so viel leichter, wenn es nicht um die eigene Frau ging. Es brodelte in seinem Inneren und Heinrich wusste, dass schon sein Zögern ihm ernste Probleme bereiten könnte. Er beeilte sich zu sagen, was ihm hier und jetzt zutiefst widerstrebt.

In dem Moment erhob sich Johann Heidebrecht, der frühere Pastor ihrer Gemeinde, und kam Heinrich zuvor. Aufgrund seiner Verdienste und seines fortgeschrittenen Alters genoss er immer noch großes Ansehen unter den Mennoniten. Das Reden bereitete ihm mittlerweile Mühe; dadurch erhielt das Wenige, das er noch sagte, ein besonderes Gewicht.

„Sie hat nichts Unrechtes getan“, sagte er mit brüchiger Stimme. „Sie hat sich gegenüber einem Verbrecher zur Wehr gesetzt. Die Familie darf dafür nicht bestraft werden.“

Bruder Heidebrecht nahm wieder Platz und alle Anwesenden spürten, dass der erwartete Verlauf der Versammlung damit auf den Kopf gestellt wurde. Niemand wagte es, seine Erklärung öffentlich infrage zu stellen.

Auch Abram Dyck fehlten die Worte. War das nun die endgültige Legitimation des Selbstschutzes? Wie sollte er jetzt noch glaubhaft gegen jegliche Form der Gewaltanwendung predigen? Wie sollte er die jungen Männer davon abhalten, zu den Waffen zu greifen, wenn sie hier einen Präzedenzfall schufen? Wie konnte Bruder Heidebrecht ihm derart in den Rücken fallen?

Heinrich hingegen konnte sein Glück kaum fassen. War es das wirklich schon gewesen, oder brachte noch jemand den

Mut auf, diesen gewichtigen Worten zu widersprechen? Er wartete einen kurzen Moment und kehrte dann zurück zu seinem Platz. Als er sich gerade setzen wollte, richtete Abram noch einmal das Wort an ihn.

„Bruder Heinrich, es liegt uns allen fern, Bruder Heidebrecht zu widersprechen, auch wenn wir seine Worte vielleicht noch nicht in aller Tiefe verstehen. Es bleibt aber noch die Frage zu klären, wie wir mit den *Machnowzi* fortan umgehen wollen. Sicher wird der Tod ihres Kameraden nicht lange unbemerkt bleiben und sie werden kommen, um seinen Tod zu sühnen. Dürfen wir davon ausgehen, dass du ihnen gegenüber die Verantwortung für den Tod dieses Mannes übernimmst?“

Was blieb Heinrich anderes übrig, als die Frage nickend zu bejahen.

„So sei es“, fuhr der Pastor fort und beendete damit die Versammlung. Er hoffte, dass zumindest die Aussicht auf persönliche Rechenschaft die Männer davon abhalten würde, weitere Dummheiten zu begehen.

Munition

Osterwick 1920

Willi keuchte, als er sich die Böschung hinaufmühte. Er war den ganzen Weg ohne Pause gerannt, um möglichst noch vor Maxim die Stelle zu erreichen, wo sie das MG zurückgelassen hatten. Seine Kleider klebten ihm am schweißnassen Körper und zum wiederholten Mal wischte er sich eine Haarsträhne aus dem Gesicht, die ihm immer wieder die Sicht versperrte. Oben angekommen musste er sich erst einmal auf